

The image is a book cover for 'Morgengrauen' by Alexandra Balzer. It features a woman with short dark hair, looking upwards and to the left. Her hands are placed on her chest, with rings visible on her fingers. The background is a dark, moody sky with a large full moon in the upper left and the silhouettes of bare trees. The title 'Morgengrauen' is written in a large, elegant, light-colored script across the center, and the author's name 'Alexandra Balzer' is in the top right corner.

*Alexandra
Balzer*

*Morgen
grauen*

Morgengrauen von Alexandra Balzer

Das Tagebuch

Kein leichter Job, neben einem Sterbenden Wache zu halten. Doch als Medizinstudentin braucht Anna das Geld ...

Erwachen

Lange war Joaquin eingesperrt gewesen, viel zu lange. Der Vampir ist zu schwach, um vor seinen Feinden zu fliehen. Als einige Jugendliche ihn finden und mitnehmen, erinnert er sich, was es bedeutet, ein Mensch zu sein.

Die Nacht im Schloss

Ein Schloss in Irland, davon hatte Thomas schon als kleiner Junge geträumt. Seine Frau ist weniger begeistert. Und was hat es mit dem Grünen Zimmer auf sich, vor dem man ihn gewarnt hatte?

Das Tagebuch

Das Piepsen dröhnte in ihren Ohren.

Entnervt ließ Anna das Buch fallen und lief zu dem Bett hinüber, um den Alarm abzustellen. Ständig hatte dieser Überwachungsmonitor Fehlfunktionen. Das war bestimmt schon das siebzehnte Mal in den letzten zwanzig Minuten, wie schon die ganzen letzten Nächte. So hatte sie sich diesen Job hier nicht vorgestellt!

Als ihre Tante angerufen und gefragt hatte, ob sie nicht ein paar Sitzwachen bei einem sterbenden Mann übernehmen würde, hatte sie begeistert zugestimmt. Als Medizinstudentin brauchte Anna jeden Cent. Sie wollte sich unbedingt ein Praktikum in den USA finanzieren. Tante Sophia arbeitete ehrenamtlich bei einem Häuslichen Pflegedienst und hatte Anna schon einige Jobs dieser Art besorgt. Viele Angehörige wussten gar nicht, worauf sie sich einließen, wenn sie die Großmutter aus dem Altersheim holten, damit die alte Dame „im Kreise der Familie“ sterben konnte.

Schon wieder piepte das Gerät. Stöhnend stellte Anna den Alarm auf stumm. Sie war wach. Der Mann dort im Bett kämpfte lautlos gegen das Leben, das gnadenlose Herz, das sich weigerte aufzugeben, obwohl nichts mehr da war, das hätte lebendig gehalten werden können. Selbst wenn sie den Augenblick des Todes versäumen würde, machte das keinen Unterschied.

Gähmend sank sie zurück an den Tisch und schubste das Lehrbuch beiseite.

1.00 Uhr morgens. Keine Chance für Aminosäuren und Lymphozyten.

Anna zog ihr Tagebuch aus der Tasche und begann müde zu schreiben:

„Verrücktes Haus hier, ich fühle mich noch unwohler und beobachteter als die letzten Tage. Der Mann, der neben mir stirbt, ist noch gar nicht so alt. Ende vierzig erst. Er hat früher als Journalist alle möglichen Länder bereist. Dabei geriet er an ein unbekanntes Gift, niemand weiß wie. Seit mehreren Monaten versagen so nacheinander seine sämtlichen Organe. Doch er ist zäh. Seit neun Tagen liegt er hier im Koma, ohne Nahrung oder Flüssigkeit. Ein absolutes Wunder, dass er so lange durchgehalten hat. Ich schätze mal, er wird heute Nacht hinübergehen. Einerseits gut für mich, wenn es vorbei ist. Das ist meine vierte Nacht in diesem Haus, und es ist wirklich gruselig. Ich meine, es ist ein tolles Haus, all die Photographien und Masken und so, aber es ist beängstigend, hier allein zu sein. Leider gibt es dann kein Geld mehr. Die Schwester des armen Kerls ist äußerst großzügig.“

Anna streckte sich und stand auf. Wenn sie jetzt nicht einen starken Kaffee trank, würde sie einschlafen. Das rasselnde Atemgeräusch des Sterbenden zeugte von seinem unverminderten Kampf um jedes bisschen Leben. Immer wieder hatte er die charakteristischen Atemaussetzer. 21, 22, 23 Sekunden. Er gab nicht auf. Gewissenhaft schrieb sie seine Vitalzeichen in das Verlaufsprotokoll, so wie man es von ihr verlangt hatte. Ihrer Meinung nach kaum mehr als eine Kontrolle, dass sie auch wach geblieben war. Die Sensoren konnten den flatternden Puls nicht erfassen, also versuchte sie ihn zu zählen – bei 160 Schlägen gab sie auf. Nicht messbar.

Mit viel Überwindung verließ sie das Sterbezimmer. Sie brauchte immer ihren ganzen Mut, um sich auch nur der Tür zu nähern, aber die Notwendigkeit, Kaffee zu bekommen trieb sie vorwärts. Erst, als sie wieder mit einer dampfenden Tasse schwarzen Elixiers vor ihrem Tagebuch saß, wagte sie wieder Atem zu schöpfen. So schlimm war es bisher noch nie gewesen!

„Ich habe wirklich Angst vor diesem Haus. Ich kann überhaupt nicht sagen, was es wohl ist, was mich beängstigt, aber es ist stark. Sicher fühle ich mich nur hier, in diesem Raum, und je näher ich dem Sterbenden bin, desto wohler ist es mir. Völlig verrückt. Schon wenn ich mich nur der Tür nähere, könnte ich schreien! Da draußen, nur durch ein bisschen dünnes Holz verborgen, dort ist die Gefahr. Körperlos. Unfassbar. Gott, wenn ich hier draußen bin, sollte ich diese Seiten rausreißen! Wenn das einer liest, schickt der mich zur psychiatrischen Notambulanz. Ich bin doch nun wirklich ein rationaler Typ, ich glaube nicht an schwarze Katzen und solchen Hokuspokus. Aber eben war es mir, als würde die Gefahr sich regelrecht an die Tür pressen und darauf warten, dass ich hinauskomme, um mich dann zu verschlingen. Wenn ich nur mal ins Bad muss, brauche ich manchmal fünf Minuten, bis ich die Tür öffnen kann! So wie eben aber... Ich glaube, noch einmal schaffe ich es heute nicht mehr da raus. Mir stehen immer noch sämtliche Haare zu Berge!

Ich weiß auch, von welchem Raum die Gefahr ausgeht. Es ist das Arbeitszimmer direkt gegenüber am Ende des Flures. Wenn ich da vorbei gerannt bin, wird es immer ein wenig besser. In der Küche unten ist es dann sogar fast gut. Aber dann muss ich wieder hoch, und je näher ich diesem Raum komme, desto schlimmer wird es. Gestern war es noch nicht so stark. Es kommt mir nach, bis ich dann endlich in Sicherheit bin. Ja, in Sicherheit. Ganz nah bei ihm, dem armen Kerl.“

Anna zuckte zusammen – war da nicht ein Geräusch gewesen? Ein Knarren wie von einer morschen Holzleiste? Sie sprang vom Stuhl hoch und lauschte wie ers-

tarzt. Da – es knackte wieder. Ihr Magen zog sich schmerzhaft zusammen. Egal, ob der Mann es heute Nacht schaffte oder nicht, sie würde morgen auf gar keinen Fall wiederkommen! Zitternd zwang sie sich, ruhig ein- und auszuatmen.

„Niemand ist hier. Niemand ist hier. Niemand ist hier!“ flüsterte sie immer wieder. Natürlich war niemand hier, das war völlig unmöglich. Das Haus besaß eine sehr teure, hochmoderne Alarmanlage, denn es lagerten einige wertvolle Schätze aus aller Welt hier. Artefakte und archäologische Kostbarkeiten aus Gold, von Azteken und Majas und anderen Kulturen. Der Journalist war viel in Mexiko und Südamerika herum gereist, hatte von der Fachwelt weithin bestaunte Reiseartikel geschrieben.

Nicht, dass es ihm etwas genutzt hätte – in irgendeinem namenlosen Dschungel hatte er sich die Vergiftung zugezogen und starb nun in seinem Haus vor sich hin, versorgt von einer Fremden. Seine eigene Schwester hielt es hier nach eigener Aussage nicht aus.

„Was ich gut verstehen kann!“ brummte Anna und trank den letzten Schluck Kaffee. Sie spürte verärgert, wie ihre Hände zitterten. Gerne hätte sie noch mehr Kaffee geholt, doch beim bloßen Gedanken, sich auch nur der Tür zu nähern, drehte sich ihr alles um. Verzweifelt starrte sie auf die Uhr. 1.26 Uhr. Die Nacht nahm kein Ende.

Anhaltende Stille verwirrte sie. Was war falsch? Es dauerte Sekunden, bis sie begriff, dass der Mann nicht mehr atmete.

Auf der Treppe draußen knackte es laut. Das Gefühl von Gefahr griff eiskalt nach ihr.

Wimmernd vor Angst sprang sie neben das Bett. War er tot? Die halb geöffneten Lider flatterten, flacher Atem ging stoßweise. Er lebte. Aber nicht mehr lange, das war gewiss.

Zitternd wanderte Anna um das Bett herum, ratlos, rastlos. Sie sah die Bücher, Bildbände über ferne Länder. Die Fotos an der Wand, die den Journalisten zeigten, umgeben von Indios, lachend, lebendig. Welches Gift hatte ihn niedergestreckt? Wie war das geschehen? Fragen, auf die niemand außer ihm eine Antwort wusste. Rasselnd atmete er ein, ganz tief, und fiel dann wieder in den sterbenden Atemrhythmus. Langsam – schneller – hektisch – lange Pause – langsam...

Sein Gesicht war gelblich verfärbt und schrecklich aufgequollen, wie auch sein gesamter Körper. Das dunkle Haar klebte an der kaltschweißigen Haut.

Anna überprüfte die Lebenszeichen. Draußen war alles ruhig.

Als sie zurück zum Tisch ging, fiel ihr Blick in den Spiegel, der neben dem Kleiderschrank hing. Sie erschrak vor sich selbst, so wachsbleich war ihr sonst

stets rosiges rundes Gesicht. Die tiefen Augenringe schienen bis auf die Wangen zu reichen, die blauen Augen starrten sie verzweifelt an. Die kurzen blonden Haare standen allesamt zu Berge.

„Tief durchatmen!“ befahl sie sich selbst und setzte sich.

Entschlossen nahm sie den Stift und schrieb weiter in ihr Buch, denn das war das einzige, was sie noch zu beruhigen schien:

„Ich stehe offensichtlich kurz vor Kollaps. Merkwürdig, bis eben war alles noch erträglich gewesen, aber seit ich das letzte Mal rausgegangen bin... Hätte mir doch schon viel früher auffallen müssen, dass ich so vollkommen ausgelaugt bin. Die Trennung von Max, die vielen Stunden in der Klinik, die ganzen Prüfungen. Das bleibt halt nicht in den Schuhen. Da reicht wohl ein altes Haus mit viel Holz, das ständig knackt und arbeitet in der Stille der Nacht, um mich in Paranoia zu treiben! Morgen früh lasse ich mich auszahlen, und dann komme ich nie mehr hierher!“

Ein Flüstern. Anna erstarrte in der Schreibbewegung, fror so gründlich ein, dass ihr das atmen verging. Sie lauschte so intensiv sie nur konnte, gestört von dem rasselndem Atmen des Mannes und ihrem eigenen wild hämmernden Herzen. Ganz sicher war da ein Flüstern vor der Tür gewesen!

Sie presste die Faust auf die Lippen und wippte mit dem gesamten Körper, um das angstvolle Schluchzen zu unterdrücken.

„Atmen, atmen, atmen!“ feuerte sie sich selbst an. Ruhig atmen. Alles nur Phantasiegebilde ihres übermüdeten, überreizten Geistes.

„Schutz, ich brauche Schutz!“ schrie ihr Instinkt. Sie fand sich selbst neben dem Bett, die kaltschweißige Hand des Sterbenden umklammernd, noch bevor sie sich besinnen konnte. Hier war sie sicher.

„Anna, Kleines, wenn du wirklich glaubst, dass ein Mann im Koma dich vor irgendetwas beschützen kann, dann solltest du vielleicht freiwillig in die Notambulanz gehen“, flüsterte sie sich selbst zu. Doch alle Logik versagte hier. Ihr Gefühl war eisern: Der Sterbende beschützte sie.

Es dauerte fast eine halbe Stunde, bis sie fähig war, seine Hand loszulassen und ihr Tagebuch herzuholen. Sie trug schnell die unverändert schlechten Blutdruckwerte in die Liste und hockte sich dann auf den Boden.

„Möge es endlich Tag werden! Ich dreh hier völlig durch! Wenn ich doch nur ein Telefon hier hätte! Aber das ist unten, im Wohnzimmer. Da kann ich nicht hin. Un-

möglich. Wenn hier jetzt ein Feuer ausbrechen würde, würde ich eher verbrennen als rausgehen. Ich geh nicht raus. Bis es wieder ganz hell ist!“

Um 2.30 Uhr war die Morphiumspritze dran. Routiniert öffnete Anna die Ampulle, zog die Flüssigkeit auf. Doch dann fiel ihr Blick auf dieses starre Gesicht, die blicklosen Augen. Diese Spritze würde sein Leben verkürzen. Den Atem dämpfen. Das Unausweichliche beschleunigen. Ihre Hand zitterte wieder. Was würde geschehen, wenn er tot war? Wenn er sie nicht mehr beschützen konnte?

Entschlossen rammte sie die Nadel in die Blumenerde der verkümmerten Zimmerpalme und spritzte das Mittel fort.

„Stirb mir nicht. Jetzt noch nicht!“ flüsterte sie und wischte mit einem Waschlappen über sein fiebriges Gesicht.

„Ich bin verrückt. Vielleicht sitze ich in Wahrheit gar nicht hier in diesem Sterbezimmer, sondern döse, von Psychopharmaka benebelt, in meinen schizophrenen Träumen, hübsch fixiert in einem Klinikbett. Irgendwie wäre das tröstlicher als die Realität. War das wirklich ich, die eben einem von körperlichen Qualen gepeinigten Komapatienten nicht nur seine Spritze verweigerte, sondern noch zusätzlich sein Morphiumpflaster abriß. Die alles bereit gelegt hat, um im Falle eines Falles diesen an sich bereits toten Leib zu reanimieren? Bis zum Morgengrauen? Ich höre Gelächter im Flur, ich bin mir ganz sicher. Und eine Stimme, die Worte in einer Sprache flüstert, die ich nicht verstehe. Was hast du nur getan, Mann, dass man dich so verflucht? Warum bedroht mich das? Kämpfst du so um jeden Atemzug, um mich zu beschützen? Weigerst du dich zu sterben, um mein Leben zu erhalten? Ich werde alles tun, um uns beide zu retten. Bis Sonnenaufgang musst du durchhalten. Du und ich auch.“

Das Fenster. Wie hatte sie das nur vergessen können? Anna starrte auf die dunkle Scheibe.

Sie war durch Jalousien verschlossen. Anna musste nichts weiter tun, als die Jalousien hochzuziehen, das Fenster öffnen und in die Tiefe zu springen. Aus dem 2. Stock. Unten war Rasen, also hatte sie eine Chance zu überleben. Mit gebrochenen Beinen, vielleicht auch querschnittsgelähmt. Aber sie würde leben. Irgendwie wusste sie ganz sicher, dass sie überleben würde, sobald sie den Boden erreichte. Langsam näherte sie sich dem Fenster, streckte die Hand nach dem Jalousienband aus. Panikwellen durchfluteten sie. Der Widerstand vor dem Fenster war genauso stark wie an der Tür. Sie wusste, dass sie es nicht schaffen würde. Kaum hatte sie die Jalousien zur Hälfte hochgezogen, schlug etwas klatschend gegen die Scheibe.

Anna schrie, stolperte zurück in den Raum: Ein körperloses Gesicht starrte sie an, eine grauenhafte Fratze! Ohne zu überlegen lief sie vorwärts, den Arm schützend vor den Augen, und ließ die Jalousien wieder fallen.

Minuten vertropften zäh wie geschmolzenes Gummi. Anna hockte mit untergeschlagenen Beinen neben dem Bett. Sie sang fast lautlos vor sich hin, fixierte ihre Uhr, zählte die Sekunden, wenn dem Sterbenden der Atem aussetzte. Sie wollte nicht auf die Tür starren, doch immer wieder wanderte ihr rastloser Blick dorthin. Es war nicht zu leugnen: dort draußen raschelte und knackte es nun ständig. Trippelnde Geräusche wie von nackten Füßen, Kichern, Lachen und Geflüster. Es schien, als würden sich dort hunderte Menschen versammeln, die geduldig mit Anna warteten. Warteten, dass der Mann seinen heldenhaften Kampf verlor. Sie wusste, dass sie sterben würde, gemeinsam mit ihm.

3.14 Uhr. Noch vier Stunden bis Sonnenaufgang. Doch würde die Gefahr mit dem Sonnenaufgang enden? Sie glaubte es nicht mehr.

„Ich habe keine Chance“, schrieb sie in ihr Tagebuch.

„Wenn ich nur verstehen könnte, was da draußen los ist. Ob die Wesen, die ich höre, wirklich da sind, und ob sie wirklich mir schaden wollen.“

Tränen flossen über ihr Gesicht. Sie war sich sicher, dass sie das alles nicht mehr lange würde ertragen können.

„Geht weg! Geht weg! Geht weg!“ schrie sie plötzlich weinend und umklammerte schluchzend die Hand ihres Beschützers. Hohles Gelächter war die einzige Antwort.

Und dann ging plötzlich der Alarm des ausgeschalteten Überwachungsmonitors los, obwohl das gar nicht möglich war.

Nulllinie!

Er atmete nicht mehr. Kein Flattern der Lider. Das verkrampfte Gesicht entspannte sich.

„Nein!“ schrie sie voller Panik, riss die Sensoren ab und zog den Toten aus dem Bett.

„Nein, du darfst nicht sterben!“ Knöpfe flogen, als sie sein Schlafanzugsoberteil aufriss. Energisch massierte sie sein Herz, beatmete ihn, immer im Wechsel. 3.25 Uhr. Seine Hände zuckten.

Es krachte laut, als etwas hart gegen die Tür schlug.

„Bleibt draußen! Er lebt noch!“ kreischte Anna, und begann zu kämpfen.

Fünf mal drücken, zwei Atemstöße. Immer im Rhythmus bleiben. Nicht aus dem Ellenbogen arbeiten, sondern aus den Schultern. Ruhig und zielstrebig, sonst verlor sie Kraft.

Wieder traf ein harter Schlag die Tür, lautes Flüstern drang an ihr Ohr:

„Gib auf, Anna. Du gehörst uns. Lass ihn gehen, den Frevler, wir wollen ihn nicht. Du gehst mit uns an seiner statt!“

„Geht weg!“

Nicht aufgeben. Fünf mal drücken, zwei Atemstöße. Schweiß perlte über ihre Stirn, tropfte in ihre Augen, nahm ihr die Sicht. Die Tür bebte. Draußen lachten die Geister. Sie hatten Zeit.

3.57 Uhr. Ihre Hände zitterten. Nicht aufgeben. Er hatte soviel härter gekämpft, sie musste es schaffen!

„Anna...“ zischten körperlose Stimmen. Sie drückten gegen das Holz. Nur ihr Wille, diesen Mann nicht gehen zu lassen, hielt sie noch auf. Wie lange würden ihre Kräfte halten?

4.09 Uhr. Sie keuchte so hart, dass sie kaum noch für sich selbst genug Sauerstoff in die Lungen bekam. Wie sollte es reichen, was sie dem Mann noch geben konnte? Ihr eigener Herzschlag dröhnte so laut in ihren Ohren, dass sie das Kreischen nicht mehr wahrnahm. Farbige Kreise drehten sich vor ihren Augen.

Anna spürte es mehr, als dass sie es wirklich hörte, wie die Tür aufflog. Zu schwach zum Schreien schloss sie die Augen und sackte neben der Leiche zusammen.

Sie waren da. Anna hatte verloren.

*

Traurig lächelnd hob Hilde das verknickte Tagebuch vom Boden auf.

„Ich habe keine Chance“... las sie laut. Dann klappte sie es zu und steckte es in ihre Tasche. Die Spuren vom Todeskampf des armen Mädchens waren deutlich zu sehen, die Brust von Hildes Bruder zeigte tiefviolette Abdrücke ihrer Hände. Das würde ein feines Rätsel für die Polizei geben. Eine spurlos verschwundene Medizinstudentin, eine brutal eingeschlagene Tür. Hilde würde gleich noch einige der Glaskästen öffnen, in denen die wertvollen Fundstücke lagen, und sie auf den Boden verstreuen. Einige wollte sie zusammen mit Annas Tagebuch in den Fluss schmeißen und darauf vertrauen, dass das Wasser die Schrift zerstören würde. Liebevoll strich sie ihrem toten Bruder über die Wange. Endlich hatte er Frieden. Er hatte so lange, so tapfer gekämpft!

Als er vor vier Monaten aus Mexiko wiedergekommen war und von einem alten Fluch stammelte, der ihn getroffen hatte, da hatte sie noch gelacht. Als er dann aber mit jedem Tag hinfälliger wurde, und kein Arzt auch nur einen Ansatz einer Erklärung dafür fand, da hatte sie nicht mehr gelacht, sondern ihm aufmerksam zugehört. Ein schrecklicher Fluch schien das zu sein, der am Ende ihren Bruder zu einem Dasein als ruhelosen Geist verdammen würde, gezwungen, bis in alle Ewigkeit in der Zwischenwelt umherzuirren und zu leiden.

„*Das hattest du einfach nicht verdient, Matthias, wirklich nicht! Ich hatte Mama doch versprochen, dich immer zu beschützen.*“ Sie war acht Jahre älter als ihr Bruder, hatte ihn nach dem frühen Tod der Eltern aufgezogen.

Nicht umsonst hatte sie seine gesamte Arbeit aufmerksam studiert und verfolgt, und auch alle Legenden, die er zu erzählen wusste. Genauso wie sie alles andere, was es zu diesen Themen gab, intensiv las. Das Ritual der Fluchabwehr gehörte nicht zum Erbe der Mayas. Doch als sie ihm davon erzählte, seine entsetzte Miene sah, da wusste sie, dass es funktionieren würde. Sein Tod war unausweichlich, zu sehr war sein Körper schon geschädigt, als Hilde in seinem Arbeitszimmer das Ritual durchführte. Die Geister dazu zwang, nach seinem Tod nicht seine Seele, sondern die eines unschuldigen Opfers mit sich zu nehmen. Wer auch immer in seiner Nähe war, sobald er starb, würde von den Geistern mitgenommen werden.

Matthias hatte um sein Leben gekämpft, sobald er wusste, was sie getan hatte. Sie hatte ihm versprechen müssen, dass sie sich nicht selbst opfern würde. Aber wen sollte sie nehmen? Schließlich hatte sie diese Studentin als Nachtwache engagiert. Niemand sonst würde freiwillig nächtelang neben einem Sterbenden sitzen. Ihr Bruder hatte sich gewehrt. Auch Hilde hatte Mitleid mit dem armen Mädchen. Doch die Familie war heilig.

*

Der Geist wartete auf seine Chance. Es war schwer gewesen, sich von den anderen zu trennen, aber sein Bund mit dem Tagebuch war so stark, dass es ihm schließlich gelungen war. Nun wartete er auf seine Chance. Sobald die Frau das Tagebuch wieder in die Hand nahm, war seine Zeit gekommen, dann würde er sich rächen. Und danach? Es war gut, in diesem Buch zu ruhen. So viele starke Emotionen und Erinnerungen waren hier festgehalten. Und so viele Menschen würden versuchen, es zu lesen.

Erwachen

„Da liegt einer“, flüsterte die Stimme.

„Quatsch nich’. Das ist ein Stein.“

Joaquin öffnete mühsam die Augen. Es war dunkel um ihn, quälend dunkel. Er brauchte einige Momente, bis er sich erinnerte, wo er war: In einem verfallenen Hinterhof, in dem er Zuflucht gesucht hatte.

Eine Stiefelspitze bohrte sich in seinen Rücken.

„Nein ...“ Er stöhnte schwach.

„Verdammt, Andy, du hattest Recht!“, murmelte eine dritte Stimme.

Männer. Joaquin konnte ihre Jugend riechen, so stark, so triumphierend vor Kraft schlugen ihre Herzen.

Grelles Licht blendete ihn.

„Ein Junge“, wisperte Andy.

„Ist er high? Oder verletzt?“

Warme Hände auf seiner Haut. Joaquin spürte, wie zuerst seine Arme, dann sein gesamter Körper abgetastet wurden.

Rasende Gier zerfraß sein Innerstes. Andys Herz schlug so nah an seinem eigenen, dass er es kaum ertragen konnte.

Ich bin nicht stark genug. Nicht gegen drei von ihnen. Geduld. Warte auf den richtigen Moment!

„Ich weiß nicht, was er hat, er scheint nicht verletzt zu sein. Er ist auf jeden Fall unterkühlt und ziemlich abgemagert. Nate, hilfst du mir mal?“

Kräftige Hände hoben ihn hoch und trugen ihn in das **grelle** Licht einer Straßenlaterne.

„Dean, ruf einen Krankenwagen. Er sieht wirklich nicht gut aus, schau, seine Lippen sind ganz blau.“

Andy legte eine Jacke über ihn. Joaquin spürte die Wärme. Den lebendigen Duft eines jungen Menschen. Er zitterte vor Verlangen.

„Dean, nun mach schon!“, befahl Andy.

Joaquin blickte auf. Neben ihm kniete ein junger Schwarzer mit einem Handy in der Hand.

„Nein“, flüsterte er mühsam. Er wollte Dean am Arm packen, doch dafür reichte seine Kraft nicht mehr.

„Er ist wach! Hey, was ist mit dir passiert?“

Besorgte Gesichter tanzten über ihm. In Joaquins Kopf drehte sich alles.

„Kein Krankenhaus“, stieß er heiser hervor.

„Kleiner, du brauchst einen Arzt, wirklich. Wer weiß, wie lange du hier in der Kälte gelegen hast.“

„Kein Arzt, bitte! Kein Arzt ...“

Nehmt mich mit! Oh bitte, nehmt mich mit!

Der gleichmäßige Rhythmus von Andys Herz verfolgte Joaquin bis in die Dunkelheit, als er erneut die Besinnung verlor.

„Seht ihn euch an, er ist ja halb verhungert! Mir ist egal, vor wem er vielleicht fliehen muss oder was auch immer, er braucht einen Arzt, seht ihr das nicht? Vielleicht hat er auch eine gefährliche ansteckende Krankheit und will deshalb nicht ins Krankenhaus? Ich meine, der sieht doch schon aus wie eine Leiche!“

Eine zornige Frauenstimme. Joaquin lag still auf dem Boden, auf einem bequemen Deckenlager, umgeben von Licht, Wärme und dem wunderbaren Duft von fünf Menschen.

„Durst ...“

Eine kühle Hand berührte seine Stirn. Er hatte nicht bemerkt, dass ihm jemand so nahe war. Erschrocken fuhr er zurück und riss die Augen auf: Es war Andy. Der dunkelhaarige, freundliche junge Mann, dessen Herzschlag ihm inzwischen so vertraut war, dass er ihn nicht mehr hörte.

Du Narr, du solltest es besser wissen, als hier zu bleiben. Flieh endlich!

„Hab keine Angst, du bist in Sicherheit“, sagte Andy. Sorge sprach aus seinem Blick.

Warum sind Menschen so? Warum sorgen sie sich um einen Fremden, den sie nie zuvor gesehen haben? Ein Fremder, der vielleicht eine gefährliche Krankheit in sich trägt?

„Ich habe solchen Durst“, wisperte Joaquin. Lauteres Sprechen strengte zu sehr an; **lange** würde er nicht wach bleiben können.

Dean kniete sich zu ihm auf den Boden und hob seinen Kopf an, während eine Frau in sein Blickfeld trat. Die zornige Frau. Joaquin roch die Fleischbrühe in dem Becher, den sie hielt, und allein dieser Duft belebte seine Sinne. Gierig schluckte er, zu schnell um auch nur zu schmecken, lechzte nach jedem Tropfen.

Fünfundsechzig Jahre ... nach all der Zeit ...

„Wie heißt du?“, fragte die junge Frau lächelnd. Jetzt war kein Zorn mehr in ihrer Stimme, nur Sorge.

Joaquin betrachtete sie intensiv in dem kurzen Moment, als Dean seinen Kopf behutsam zurück auf den Boden gleiten ließen. Ihre blauen Augen leuchteten wie Saphire. *Ein wunderschöner, blondlockiger Engel.* Und der Duft, den er an ihr wahrnahm, sprach eine deutliche Sprache: Sie war Andys Frau. In gegenseitiger Liebe verbunden.

Die heiße Brüche strömte durch seine staubigen Eingeweide und erweckte das Leben in seinen Adern. Überwältigt von Schmerz schloss Joaquin die Augen, unterdrückte den qualvollen Schrei.

„Lass ihn, Trisha. Er braucht wohl noch Zeit“, flüsterte eine andere Frauenstimme. „Zeit wofür, Becky?“

„Hast du nicht gesehen, wie er vor jeder Berührung zurückzuckt? Nur weil er nicht sichtbar verletzt ist, heißt es nicht, dass er nicht von jemandem misshandelt wurde. Du weißt, was ich meine.“

„Du hast wohl Recht. Lasst ihn in Ruhe. Wir sollten schlafen gehen, es ist schon sehr spät, Freunde“, erwiderte Andy.

Ja, schläft, schläft! Mir läuft die Zeit davon ...

„Brauchst du noch etwas?“ Zögernd blickte Trisha ihn an. Er wandte sich von ihr ab, überfordert von zu vielen Gefühlen. Ihre Sorge verletzte ihn tiefer als jeder Schlag, den er jemals erlitten hatte. Die Gier war kaum noch zu zügeln.

Alles schlief. Tiefe Atemzüge. Blut, das so langsam und sinnlich durch Adern floss, von ruhenden Herzen behutsam getrieben.

Wer? Wer soll es sein?

Joaquin kniete der Reihe nach neben jedem der schlafenden Menschen nieder. Doch eigentlich hatte er seine Wahl längst getroffen: Trisha.

Zärtlich nahm er die junge Frau in die Arme. Sie war vollkommen. Gesund und stark. Sie bewegte sich im Traum. Ein schöner Traum, wie er hoffte.

Seltsam. So etwas hatte er noch nie gedacht.

Genussvoll ließ er die Eckzähne wachsen, grub sie langsam in die warme Haut. Spürte, wie sie zerriss, so leicht. Wie zarter Stoff. Trisha zuckte nur kurz zusammen, seine Magie war erwacht. Nahm ihr den Schmerz, schenkte ihr tiefen Schlaf. Wundervolles, warmes Blut sprudelte in seinen Rachen, von ihrem Herzen gegeben.

Nimm alles! dachte er kurz.

Doch das konnte er nicht. Einige wenige Schlücke mussten genügen. Trisha musste leben.

Nur ein kleines Bisschen ihrer kostbaren Lebenskraft, damit sein Körper zu heilen beginnen konnte.

Es war schwer. So schwer, sich von ihr zu trennen, nichts mehr von ihrem Blut zu stehlen. Bedauernd bettete er sie zurück auf ihre Kissen, deckte sie sorgsam zu. Heilte mit der ihm eigenen Magie die Wunde an ihrem Hals.

Schon etwas besser, dachte er, als er zurück auf sein eigenes Lager sank. *Immer noch zu schwach*. Es brauchte einfach Geduld und Zeit. Fünfundsechzig Jahre lang eingemauert, ohne Nahrung, ohne Blut. Allein mit seinen Gedanken. Er hätte all diese Menschen leer saugen können, es hätte ihn nicht geheilt. Nein. Besser geduldig warten. Ihr Vertrauen wahren. Nur wenig Blut stehlen. Dafür häufiger, solange wie sie ihm vertrauten.

Hoffentlich reichte die Zeit. *Sie* würden kommen. Bald schon.

„Vielleicht solltest du doch eine Tablette nehmen, Trish, bevor es noch schlimmer wird.“

Becky. Das war Becky. Joaquin schlug die Augen auf. Erst jetzt wurde ihm bewusst, wo er sich überhaupt befand: In einer heruntergekommenen, halb verfallenen Fabrikhalle. Die jungen Leute hatten sich eine Ecke wohnlich hergerichtet, die Löcher in den Fensterscheiben mit Holz versiegelt. Erstaunlich, dass sie unter diesen erbärmlichen Begebenheiten so gesund waren.

„Ach was, es geht schon. Wahrscheinlich bekomme ich eine Erkältung, mir ist ein wenig schwindelig.“ Trisha lachte. Joaquin beobachtete sie aufmerksam. Sie musste doch den Verlust spüren. Den Unterschied zwischen Blutdiebstahl und einer Infektionskrankheit. Doch sie schien wirklich keine Angst zu haben.

Menschen fehlt es an Instinkt. Warum hat man mir das nie gesagt? Ich hätte jahrhundertlang unter ihnen leben können, statt immer nur alle paar Wochen im Schutz der Dunkelheit in ihre Häuser einzubrechen.

„Hallo, du bist wach. Geht es dir besser?“ Andy. Schon wieder hatte Joaquin ihn nicht bemerkt. Wie konnte ein Mensch ihm so vertraut sein, ein Mensch, den er nicht einmal gekostet hatte? Misstrauisch rückte Joaquin von ihm weg.

„Du musst keine Angst haben. Wir wollen dir nichts tun.“ Sanfte mitfühlende Blicke. Offene Sorge um ihn von allen Seiten. Noch nie hatte Joaquin sich so aus-

geliefert gefühlt – die Freundlichkeit dieser Menschen war etwas, das er nicht kannte, nie erlebt hatte. Wie sollte er diese Besorgnis ertragen? *Hass verstehe ich, dagegen kann ich mich wehren. Warum hassen sie mich nicht?*

„Bitte, kommt nicht so nah“, sagte er leise. Sie tauschten wissende Blicke, diese Menschen. Glaubten zu verstehen. Wenn sie wüssten, auf welche Weise man seinen Körper wirklich missbraucht hatte, würden sie schreien vor Angst.

„Wie heißt du, kannst du uns das sagen?“ Trisha. Auch ihren Herzschlag nahm er nicht mehr wahr, aber immerhin: Sie hatte er gekostet.

Joaquin Eliassar D'Ore, dachte er. Sein Name. In einem anderen Leben. Weit, weit entfernt.

„Joaquin.“

„Wie alt bist du?“ Nate. Der Schwächste von ihnen. Raucher. Unangenehmes Blut. *Vater mochte Raucher immer am liebsten ...*

„Wie alt bist du?“, wiederholte Nate behutsam.

478 Jahre, 5 Monate, 2 Wochen, 1 Tag, 7 Stunden und 24 Minuten, dachte Joaquin. Plus die rund 16 verlorenen Jahre, die er ein Mensch gewesen war.

„Ich habe es vergessen“, murmelte er, und wollte sich abwenden. Doch Andy hielt ihn mit der flachen Hand davon ab, drückte gegen sein Gesicht, bis sie sich in die Augen blickten.

„Etwas ist sehr merkwürdig an dir, Joaquin“, sagte er langsam.

„Gestern Nacht war ich nicht sicher, ob du überhaupt diesen Tag erleben wirst, und jetzt siehst du so viel kräftiger aus. Ich weiß es nicht ... irgendetwas ...“

Du weißt nicht, ob du mich fürchten oder hassen sollst. Du spürst meine Macht. Sie ist erwacht, aber noch zu schwach. Dumm von mir. Vampire leben nicht unter Menschen. Wölfe leben nicht in Schafställen. Was war es, das mich vergessen ließ, dass ich ein Jäger bin, kein Hirte?

„Du tust mir weh“, flüsterte er. Verwirrt starrte Andy ihn an. Er war jung. Anfang zwanzig, wie seine Freunde auch. Ein Kind noch! Joaquin spürte, wie der Junge unter seiner Hand zitterte.

„Entschuldige. Ich dachte ...“

„Zu spät!“ schrie Joaquin plötzlich, und sprang auf. Man hatte ihn gefunden. Zu früh, viel zu früh! Er war noch nicht stark genug.

„Flieh“, sagte er. Ganz ruhig jetzt. Fünf Menschen blickten ihn an, als wäre er verrückt geworden. Sie alle spürten, wie er sich veränderte. Joaquin sah es selbst im Glas des gegenüberliegenden Fensters.

Der schwächliche Junge, von Schmerz und Angst gequält, verschwand. Dort, in ihrer Mitte, stand ein fremdartiges Wesen, erfüllt von Kraft und Dunkelheit. Schlanke ausdauernde Muskeln zeichneten sich unter dem dunklen Stoff ab, der seinen

Körper umgab wie eine zweite Haut. Langes schwarzes Haar, zu einem Zopf gebunden, floss über seine Schultern. Das schmale Gesicht nahm scharf geschnittene Züge an, die Kieferknochen verschoben sich ...

„Flieht“, knurrte Joaquin ungeduldig. Seine Kräfte würden nicht reichen. Er konnte vielleicht sich selbst retten, aber diese Menschen waren verloren. Dabei hatte er sich wirklich darauf gefreut, sie der Reihe nach kosten zu können.

Ruckartig fuhr er herum und suchte Andys Blick.

„Warum hast du mich nicht getötet, als noch Zeit dafür war?“, fragte er.

„Was? Ich ... du warst ...“

Joaquin blickte an ihm vorbei. Ein Schatten schritt durch die Mauern. Er hatte es geahnt.

„Ein grauhaariger Mann musterte ihn geringschätzig. Sei begrüßt, Bruder“, sagte er kalt. Er war wesentlich größer und muskulöser als Joaquin, sein Gesicht auf dieselbe Weise deformiert.

„Bruder?“, wisperte Becky verwirrt.

„Er wurde im gleichen Moment wie ich in die Familie aufgenommen“, sagte Joaquin, ohne sich zu ihr umzudrehen.

„Was willst du mit denen?“, fragte der Fremde verächtlich. Er schritt an Joaquin vorbei, packte Becky an der Kehle und hob sie so mühelos hoch, als wäre sie eine Stoffpuppe. Das Gesicht der jungen Frau lief purpurn an, als ihr die Luft abgeschnürt wurde, hilflos zappelnd hing sie im Griff des Fremden.

„Lass sie los!“, schrie Nate, der sich als Erster von seinem Entsetzen erholte, und stürmte vorwärts.

Der Grauhaarige musterte ihn gelangweilt und schleuderte ihm Becky lässig in die Arme. Beide stürzten zu Boden.

„Hör auf, Richmond. Das ist Verschwendung“, tadelte Joaquin kopfschüttelnd.

„Du hast Recht. Mit Essen spielt man nicht.“ Richmond baute sich vor ihm auf.

„Joaquin, wer ist das?“ Andy wagte sich zögernd zu Becky vor. Sie starrte mit weit aufgerissenen Augen zu ihm auf. Ihr Atem ging pfeifend, mühsam, das Gesicht war aschgrau.

„Er ist hier, um mich zu töten. Danach wird er wohl euch töten. Wenn ich vorstellen darf: Richmond Montgomery. Seit 478 Jahren Vampir.“

„Warum nur redest du mit ihnen, Joaquin? Verschwendung von Energie.“ Die beiden Feinde umkreisten sich, lauernd, auf den geringsten Fehler ihres Gegners wartend.

„Lass mich doch. Wer weiß, vielleicht schmecken sie besser, wenn man sie nett behandelt.“ Joaquin zuckte mit den Schultern. Im gleichen Atemzug griffen sie einander an: Zwei wirbelnde Schatten prallten aufeinander.

„Du hast den Codex gebrochen, Joaquin! Du verdienst den Tod, hundertfach. Warum konntest du nicht brav in deiner Gruft bleiben und darauf hoffen, eines Tages begnadigt zu werden? Warum musstest du ausbrechen?“, fauchte Richmond. Sie kämpften miteinander, zu schnell, dass ein menschliches Auge ihren Bewegungen hätte folgen können.

„Menschen haben mich befreit. Sie durchbrachen das Siegel, ohne es zu bemerken. Es dauerte Monate, bis ich mich hindurcharbeiten konnte.“

„Du musstest doch wissen, dass wir dich nicht in Freiheit dulden würden.“

„Du müsstest wissen, das es mir egal ist, was ihr duldet und was nicht“, knurrte Joaquin düster.

Ein Stein flog dicht an Richmonds Kopf vorbei, von Andy geworfen. Joaquin nutzte den Moment: Er schleuderte seinen Feind mit aller Gewalt von sich, **packte** Trisha, die am dichtesten bei ihm stand, und verbiss sich in ihre Kehle. Blut spritzte, als er sie fast sofort wieder los ließ. Richmond prallte mit voller Wucht gegen ihn, doch Joaquin war bereit: Der hastige Schluck Lebenselixier hatte ihn gestärkt. Er rang seinen Feind zu Boden.

„Du kannst mich töten, mein Bruder, so, wie du unseren Vater getötet hast. Aber du kannst nicht alle Vampire auf dieser Welt besiegen, Verräter!“, keuchte Richmond wütend. Joaquins Reißzähne wurden länger und länger. Trishas Blut schmeckte köstlich.

„Es war schiere Not, dass ich Jacobo töten musste, er hatte mich gefoltert. Jahrelang. Ich wäre zugrunde gegangen an seinem Hass.“

„Natürlich hat Vater dich gehasst. So, wie alle dich hassen. Du warst ein unwichtiger kleiner Vampir in seinen Gnaden, und trotzdem hast du unseren Meister, unser aller Schöpfer besiegt.“

„Chen Yu war nicht unser Schöpfer, aber das habt ihr nie begreifen wollen! Er war einfach nur alt und zu mächtig. Er hatte mich herausgefordert, ich habe gesiegt. Daran war nichts, dass dem Codex widersprach!“ Joaquin keuchte vor Anstrengung, er brauchte seine ganze Kraft, um Richmond am Boden zu halten.

„Ich weiß nicht, warum der Alte mit mir kämpfen wollte. Vielleicht hatte er einfach Hunger, und ich war ihm gerade Recht? Ich weiß auch nicht, warum er gegen mich verlor, er hat mich vielleicht unterschätzt.“

„Keine Vampirdynastie, die nicht bis zu Chen Yu zurückführte! Er war der Älteste. Nicht der Erste, aber der Älteste. Du hast ihn vernichtet, hinterrücks ermordet. Ich glaube deine Lügen nicht! Für diesen Frevel war die Folter, die Jacobo dir antat, noch zu wenig!“, fauchte Richmond. Seine stahlharten Fingernägel wuchsen blitzschnell, durchbohrten Joaquins Handgelenke. Dennoch ließ er ihn nicht los.

„Es war mein Recht, Chen Yu zu töten. Es mein Recht, mich gegen Jacobo zu erheben, als ich endlich die Kraft fand, seiner Folterkammer zu entfliehen. Ich habe ihn von Angesicht zu Angesicht getötet, wie es der Codex verlangt. Dies war kein Bruch unserer Gesetze. Ihr habt mich zu Unrecht in dieses Gewölbe gesperrt! Du kannst dir nicht vorstellen, was es bedeutet, fünfundsechzig Jahre lang zu verhungern, ohne zu sterben!“, brüllte Joel. Vor seinen Augen verschwamm alles. Richmond wich zurück vor ihm. Diesem Wahnsinn in seiner Stimme. Joaquin schlug die gewaltigen Reißzähne in Richmonds Kehle und zerfetzte sie. Es dauerte nur wenige Augenblicke. Dann war es still.

Keuchend vor Schmerz befreite Joaquin sich von den Fingernägeln, die seine Handgelenke gänzlich durchbohrt hatten. Schwarzes Blut rann über seine Hände, mehrere Knochen splitterten. Es kümmerte ihn nicht. Sein Feind – sein Bruder – mumifizierte derweil in Sekundenschnelle, bis nur noch Skelett zurückblieb.

Erschöpft quälte er sich zurück auf die Füße. Und starrte auf das riesige Holzkreuz, das Andy ihm ins Gesicht hielt. Schon wieder hatte er diesen Mann einfach nicht bemerkt!

„Ich glaube, es liegt an der Nähe zu euch friedlichen Lämmern. Wenn ich noch länger hier bleibe, nehme ich euch wahrscheinlich alle nicht mehr wahr. Vielleicht entwickle ich dann sogar Mitleid“, murmelte er geistesabwesend. Er zerbrach das Kreuz mit einer beiläufigen Geste. Andy sank weinend in sich zusammen.

„Du musst mich nicht fürchten, ich werde euch nicht töten“, sagte Joaquin ungeduldig. Es war Zeit zu fliehen. Die anderen würden bald kommen.

„Warum nicht? Ich will lieber sterben!“, heulte Andy auf. Er riss Trisha in seine Arme. Die junge Frau war tot.

„Ein Jammer, sie war so köstlich“, murmelte Joaquin bedauernd. Er sah Becky, und die beiden anderen jungen Männer, die um sie weinten. Auch sie war tot, Richmond hatte wohl ihre Luftröhre zerquetscht. Verwirrt kniete Joaquin neben Andy nieder. Warum weinten sie wie Vampire um einen toten Meister? Es gab doch so viele von ihnen?

„Ich habe nicht gewusst, das Menschen um ihre Toten trauern ... Ich erinnere mich an gar nichts aus der Zeit, als ich selbst noch menschlich war, weißt du?“, sagte er ernst. Zitternd starrte Andy ihn an – war es Zorn oder Angst, das aus diesen menschlichen Augen sprach?

„Töte mich, du Bestie, na los. Du willst doch vor deinen Feinden fliehen, dafür brauchst du Kraft. Ich bin nur ein Stück Fleisch, worauf wartest du?“, flüsterte Andy.

Doch Joaquin schüttelte den Kopf.

„Alles, was ich brauche, habe ich von Richmond gewonnen. Es wäre Verschwendung, dich zu töten.“

„Es wäre Gnade! Ich will nicht leben mit der Erinnerung daran, wie du mir das Liebste genommen hast!“

Zögernd berührte Joaquin Andys Stirn. Er fühlte den Schmerz. Den Zorn. Den Hass.

„Ich könnte dich zu einem Vampir machen. Dann kannst du mich herausfordern, wenn du stark genug geworden bist, und Rache an mir suchen“, sagte er.

Lange starrte Andy ihn an. Dann nickte er langsam.

Sein Meister verschwand lautlos. Andy verharrte eine Ewigkeit auf dem Boden, Trisha in den Armen. Ihr Blut war überall. Es lockte ihn. Dann stand er auf und wandte sich zur Tür.

„Wo gehst du hin?“, fragte Dean. Er konnte ihn riechen. Es war unheimlich ... Sie wussten nicht, was er nun war.

„Wohin gehst du?“, wiederholte Dean drängend.

„Den Tod suchen“, erwiderte Andy grimmig.

Die Nacht im Schloss

„Sind Sie ganz sicher, dass Sie das tun wollen?“, fragte Mr. O’Donald ernst.

„Natürlich will ich das. Wir Amerikaner sind nicht abergläubisch, warum sollten alberne Geschichten von einem Geist mich erschrecken?“ Thomas lachte gut gelaunt. Er hatte gerade für einen Spottpreis ein echtes irisches Schloss erworben. Natürlich war der alte Kasten ziemlich baufällig, es würde viel Zeit und Geld kosten, ihn wieder zu renovieren. Aber dann hätten er und seine Familie ein wunderschönes Feriendomizil. Wenn Daniel einmal alt genug war, würde er in England zur Schule gehen. Wunderbar, wenn sie ihm dann nah sein konnten!

„Thomas, kommst du?“, unterbrach Anne seine Zukunftsträume. Seine Frau starrte ihn verkniffen an, die Lippen fest zusammengepresst. Seufzend fing Thomas seinen Sohn ein und hielt den zornig schreienden Jungen im Arm.

„Wie alt ist er?“, fragte Mr. O'Donald lächelnd. Der alte Mann reichte ihm die Verträge.

„Achtzehn Monate. Langsam wird er bockig, und im Moment ist er stark erkältet.“ Thomas löste ein Büschel seiner braunen Haare aus der Faust des wütenden Kindes.

„Das hört sich böse an. Gute Besserung“, sagte der Alte besorgt, als der Kleine heftig zu husten begann.

Thomas war schon fast beim Auto, als er den Iren rufen hörte:

„Hüten Sie sich vor dem Grünen Zimmer!“

„Meine Güte, die sind alle so was von verquer und abergläubisch, es ist nicht zu fassen!“ Thomas schüttelte den Kopf. Es war nicht weit bis zu seinem Schloss. Sein Schloss. Unglaublich. Davon hatte er schon als kleiner Junge geträumt.

Anne sagte keinen Ton, bis sie angekommen waren. Sie erblickte das alte Gemäuer zum ersten Mal, und ihr Gesicht verschloss sich noch mehr.

„Nun sag schon, ist es nicht prächtig?“, rief Thomas stolz.

„Es gehört alles uns! Das Schloss, der Park, der kleine See, und sogar ein paar Hektar Wald. Nun guck doch, Anne!“

„Was soll ich schon sehen? Verfallene Mauern und schimmeliges Holz. Wirklich, ein gepflegtes Landhaus in Spanien wäre vernünftiger gewesen, wenn es schon etwas in Europa sein muss! Wahrscheinlich gibt es hier noch nicht mal heißes Wasser!“, nörgelte sie. „Es ist zu kalt und zu nass hier. Ich will Sonne und Strand, keine Schafherden!“

„Dir fehlt einfach der Sinn für Romantik, Liebling. Komm rein, wir bleiben heute Nacht hier, und wenn wir das nächste Mal herkommen, wirst du es nicht mehr wieder erkennen.“

„Ich will in ein Hotel! Glaube ja nicht, dass ich hier bleibe! Und Daniel wird sich hier den Tod holen!“, schimpfte Anne eine halbe Stunde später. Das Innere des Schlosses war in keinem guten Zustand: Viele Fensterscheiben zerbrochen, alles war nass und schmutzig.

„Nun gut. Es ist etwas schlimmer, als ich dachte“, murmelte Thomas kleinlaut.

„Aber das bedeutet nur, dass die Handwerker ein wenig länger beschäftigt sind, warte doch ab, Liebling.“

Sie gingen zurück in die Eingangshalle. Verwirrt blickten sie sich um – die Tür war verschwunden!

„Thomas, sind wir richtig? Hier sind wir doch eben rein gekommen, oder?“ Doch auch Thomas starrte nur ungläubig um sich. Glattes, altes Mauerwerk war dort, wo die Außentür sein sollte. Er strich über die kalten Steine, drückte dagegen. Alles war massiv, es gab kein Anzeichen für einen Ausgang.

„Ahm – ich glaube, in der Küche war eine Außentür. Gehen wir da lang“, murmelte er schwach und hob Daniel hoch. Der Kleine rieb sich quengelnd die Augen, hustete krampfhaft und lehnte den Kopf an Thomas' Schulter.

Auch in der Küche war keine Verbindung nach draußen. Die Fenster waren allesamt vergittert, so eng, dass nicht einmal das Kind durchpassen würde. Nach einer weiteren hektischen Suche stand fest: sie konnten nicht hinaus. Sie waren gefangen.

„Eben waren noch keine Gitter da“, flüsterte Thomas zum hundertsten Mal. Daniel schlief in seinen Armen, es war anstrengend, ihn die ganze Zeit zu tragen.

„Wir bleiben hier. Schau, Anne, es dämmt schon, und ich will euch nicht in der Dunkelheit hier allein zurücklassen. Morgen früh, wenn es hell ist, seile ich mich irgendwie über die große Mauer ab und hole Hilfe. Ich kann mir das einfach nicht erklären!“

Anne nickte nur bleich.

„Es muss eine logische Erklärung für all dies geben!“, flüsterte sie. Auch zum hundertsten Male. Sie wussten längst, das nur ein einziger Raum im ganzen Schloss überhaupt noch bewohnbar war: das Grüne Zimmer. Der ganze Raum war in verschiedenen Grün- und Brauntönen gehalten. Die Tapete, der Fußboden, sogar

die Vorhänge. Es war, als würde man auf einer Waldlichtung stehen, von allen Seiten von Bäumen und Unterholz umgeben. Nur hier war es trocken, die Fensterscheiben dicht, der Boden nicht verschimmelt. Anne schaffte es, ein Feuer im Kamin zu entzünden, mit Holzscheiten, die wohl schon seit Jahrzehnten hier lagerten, gemessen an der Staubschicht. Gemeinsam räumten sie Schutt und den Staub der Jahrhunderte beiseite, um es für die Nacht einigermaßen gemütlich zu haben, während Daniel auf dem flauschigen Teppich schlief.

„Er schläft schon so lange, wir sollten ihn wecken. Sonst finden wir heute Nacht keine Ruhe“, sagte Anne nach einiger Zeit. Das Kaminfeuer verbreitete behagliche Wärme.

„Hm? Ach, lass ihm noch ein paar Minuten. Er schläft so schön, endlich mal ohne Husten. Wir haben hier kein Spielzeug für ihn, es wird also nachher noch anstrengend genug“, murmelte Thomas träge, an eine Wand gelehnt. Wären die Umstände nicht so beängstigend, hätte er sich vielleicht sogar entspannen können.

„Es ist viel zu still hier. Nicht mal ein Fernseher. Womit sollen wir uns die ganze Nacht beschäftigen?“

„Ich weiß nicht, Liebes – du könntest dich mit mir unterhalten? Natürlich nur, wenn dir das nicht unangenehm ist.“

„Komm mir nicht so, Thomas! Es war eine Schnapsidee, dieses blödsinnige Schloss mitten in der Wildnis einer Insel zu kaufen, die irgendwo im späten Mittelalter steckengeblieben ist!“

„Mein Schatz, lass das bloß die Iren nicht hören, die könnten anderer Ansicht sein!“, murmelte er gereizt. Er setzte sich neben Daniel und strich über seine Wange.

„Hey, ich diskutiere mit dir! Weck jetzt bloß nicht den Kleinen, solange wir reden, kann er ruhig schlafen!“

„Ach, eine Diskussion ist das? Und ich dachte, du brüllst mich grundlos an.“

Anne holte tief Luft um etwas zu erwidern, aber in diesem Moment bemerkten sie beide das weiße Schemen, das durch die Wand hindurch glitt.

„Was – was ist das?“, wisperte Anne. Das nebelweiße Wesen festigte sich, und nahm die Gestalt einer halbsichtbaren Frau an, die weite Kleider und eine Haube auf dem Kopf trug. Das Kleid war in Blut getränkt. Die Kehle war von einem Ohr zum anderen aufgeschlitzt worden.

Thomas packte seinen Sohn und zog ihn beschützend auf seinen Schoß. War er verrückt geworden, träumte er? Das konnte doch kein Geist sein!

Es dauerte einige Momente, bevor ihm klar wurde, dass Daniels Körper glühend heiß war.

„Anne! Daniel hat Fieber!“ rief er. Doch sie starrte nur weiter wie gebannt auf den Geist.

„*Lass mich helfen!*“, flüsterte eine ferne, kaum hörbare Stimme.

„Geh weg!“ Thomas presste Daniel fest an sich.

„*Er stirbt, wenn ich nicht helfe!*“, wisperte die Geisterfrau. Ihr Blick war traurig, bittend.

„Geh weg! Sofort!“, schrie Anne und warf sich nun auch vor ihr Kind, um es abzuschildern.

„*Ich bin eure einzige Hilfe*“, hauchte der Geist, und verschwand.

Erleichtert atmeten Thomas und Anne auf.

„Wir müssen weg hier! Sofort!“, rief sie hysterisch und packte ihre Sachen zusammen.

„Anne, bitte! Du weißt, dass wir nicht weg können. Wir – wir können nicht raus.“ Sie starrte ihn wild an. Doch schließlich nickte sie.

„Gut. Gut, wir bleiben. Aber wenn dieses Ding wiederkommt...“

„Anne...“ Thomas überlegte fieberhaft. Er brauchte jetzt dringend eine logische Erklärung. Oder eine Flasche Schnaps. Die hatte er nicht. Also Logik.

„Anne, vielleicht waren irgendwelche getrockneten Kräuter in den Holzscheiten? Dämpfe, die uns ein bisschen benebeln? Bitte, sieh dir Daniel an, ich pass schon auf, ob noch mal ein Geist hier auftaucht!“, rief er, versuchte dabei überzeugend zu lächeln.

Sie zogen den Jungen bis auf die Windel aus. Er war glühend heiß, seine Hände zuckten beständig im Schlaf. Er atmete flach und schnell, sein Herz raste. Immer wieder schüttelten sie ihn sanft, kitzelten ihn, um ihn aufzuwecken, doch nichts gelang. Anne versuchte Wadenwickel mit den Resten aus ihren Wasserflaschen, um das Fieber zu senken. Trotzdem stieg die Temperatur fühlbar immer höher. Daniels Gesicht färbte sich grau, er atmete rasselnd. Thomas rannte aus dem Raum, mit dem Gedanken, irgendetwas zu finden, womit er gegen das morsche Mauerwerk im Erdgeschoss einschlagen konnte, bis er ein Schlupfloch geschaffen hatte. Die Dunkelheit im Gang trieb ihn sofort zurück. Er würde es nicht lebend bis nach unten schaffen, nicht in diesem fremden Gemäuer.

„Oh Gott, wir müssen zu einem Arzt!“ Anne stöhnte. Sie presste die Hände vor das Gesicht, um die Erschöpfung, das Entsetzen nicht zuzulassen.

„Wir können nicht weg! Halt durch, Liebes. So schnell stirbt man nicht.“ Thomas drückte ihre Hand und schluckte seine eigenen Ängste herunter.

„Doch, er stirbt!“, hauchte die Geisterfrau. Sie war plötzlich wieder mitten im Raum.

„Er stirbt schon lange! Wisst ihr es nicht? Sein Herz, es ist krank.“ Mit trauerndem Blick schwebte der Geist etwas näher heran.

„Er ist nicht krank! Er ist ein fröhliches, gesundes Baby!“, protestierte Anne wütend.

„Er stirbt...“, wiederholte die Frau. Zum Glück blieb sie auf Abstand.

„Anne... Dr. Riley hatte gesagt, dass etwas mit Daniels Herz nicht in Ordnung ist“, sagte Thomas zögernd.

„Unsinn! Er hat alle Kontrollen gemacht und gesagt, dass wir uns keine Sorgen zu machen brauchen. Das er sich geirrt hat. Dieses – dieses Ding da will unser Kind!“

„Ich will helfen“, flüsterte der Geist.

„Das Baby, es stirbt. Das Fieber ist zu stark für sein Herz.“

„Wenn du uns weggehen lassen würdest, könnten wir in ein Krankenhaus fahren, und dort würde man Daniel retten! Es ist nicht weit bis nach Gailway“, sagte Thomas flehendlich.

„Kein Arzt kann ihn retten. Er würde sterben. Ich sah es, als ihr über die Schwelle kamt ... das Baby stirbt.“

„Geh weg, du verdammte Hexe!“, kreischte Anne und warf eine leere Flasche. Sie flog durch den Geisterkörper, ohne Schaden anzurichten. Trotzdem zog sich das Wesen sofort wieder zurück.

„Anne ... ich weiß nicht, was wir tun sollen. Daniel zittert so!“, flüsterte Thomas tränenenerstickt. Anne zog das Kind in ihre Arme und wiegte es weinend.

„Ich will nicht, dass sie ihn berührt. Wir wissen nicht, was dann geschieht. Wenn sie ihn nun töten will, um nicht so einsam hier zu sein? Unser Sohn soll kein Geist werden! Wer sagt, dass sie ihm wirklich helfen kann? Vielleicht hat sie ihn ja krank gemacht, um ihre Klauen an ihn legen zu können! Wer Türen verschwinden lassen kann, kann auch ein Kind krank machen, oder?“ Anne schluchzte wild.

„Das stimmt nicht!“, wisperte die Geisterfrau.

„Nichts davon ist wahr. Ich habe das Schloss gebeten, seine Türen zu verbergen, aber ich kann niemanden töten. Ich kann nur helfen.“ Thomas hätte schwören können, dass der Geist weinte. Was hätten diese hellen Lichtflecke um die Augenhöhlen herum sonst bedeuten sollen?

„Wie? Wie willst du helfen?“, fragte Anne halb erstickt. Daniel zuckte wimmernd in ihren Armen, er war aschgrau.

„Ich bin Energie. Mein Wille hält mich an diesen Ort. Ich kann diese Energie Daniel schenken, ihm die Kraft geben zu überleben. Die Entzündung in seiner

Lunge können dann die Ärzte heilen ... doch ohne meine Kraft wird er sterben. Er wäre schon tot, wenn ihr gestern Abend von hier fortgegangen wäret. "

„Was heißt gestern Abend? Es ist noch nicht einmal Mitternacht!“

„Es ist schon früher Morgen dort draußen. Hier drinnen sind erst wenige Stunden vergangen, um das Baby zu schützen. Ihr brauchtet Zeit, Zeit zu verstehen ... Lasst mich helfen. Das Baby stirbt. Jetzt.“

Automatisch starrten sie auf den Jungen herab. Er atmete nicht mehr.

„Nein! Nein, das darf nicht! Daniel!“ Thomas riss ihn an sich, rüttelte den winzigen Körper. Daniels Arme fielen schlaff herab. .

„Wenn du helfen kannst, dann tu es!“, rief Thomas schluchzend und hielt der Geisterfrau das Kind entgegen.

„Thomas, nein! Sie wird ihn töten!“ Anne krallte sich an seinen Pullover fest, bevor sie begann, besinnungslos zu weinen.

Die Gestalt des Geistes flackerte unbeständig.

„Lebt wohl, ihr Menschen!“, wisperte sie. Ihr halbdurchsichtiger Körper löste sich auf und wurde zu einem Nebel, der sich um Daniel legte. Und dann verschwand. Daniel atmete flach ein, dann tiefer und rascher. Das Gesicht färbte sich rosig.

„Oh mein Gott!“, flüsterte Thomas nur, und legte den Arm um seine Frau.

„Schatz, sieh nur!“ sagte sie plötzlich. Das Feuer im Kamin, das gerade noch hell geprasselt hatte, erlosch plötzlich zu rauchloser, kalter Asche. Sonnenlicht strömte durch das Fenster, und verwirrt zuckten die beiden zusammen, als tiefe Erschöpfung sie überrollte.

„Es ist 7.00 Uhr morgens!“, rief Anne, als sie auf ihre Uhr blickte.

„Sie hatte tatsächlich die Zeit verändert. Aber warum hat sie das alles getan?“

„Egal. Wir müssen ins Krankenhaus, Daniel hat immer noch hohes Fieber!“

Es überraschte sie nicht im Geringsten, als sie die Eingangstüren nun wieder weit offen vorfanden. Wenige Minuten später waren sie auf dem Weg in die nächste Stadt.

Abends fuhr Thomas noch einmal allein zu dem Dorf, in dem Mr. O'Donald lebte. Anne war bei Daniel, ihm ging es gut. Im Moment. Die Ärzte sprachen besorgt von einer Herzschwäche, die schon bald operiert werden müsste.

„Es ist ein Wunder, dass Daniel dieses hohe Fieber so gut wegsteckt“, hatte der Kardiologe gesagt.

Thomas schüttelte die Sorgen ab, als er den alten Mann sah.

„Ich muss etwas wissen!“, fragte er.

„Haben Sie es sich anders überlegt mit dem Kauf?“ fragte O'Donald schief grinsend.

„Nein! Wir behalten das Schloss auf jeden Fall. Aber ich muss wissen, warum Sie mich vor dem Grünen Zimmer gewarnt haben.“

„Ach so! Na, wegen der alten Sorcha. Die spukt dort. Ist nicht der übelste Geist, aber nichts schwache Nerven, wenn Sie verstehen?“

„Warum? Warum spukt sie?“ Jetzt, im hellen Tageslicht war er fast bereit zu glauben, dass Anne und er einen gemeinsamen Alptraum gehabt hatten. Es war doch wirklich möglich, dass irgendwelche Dämpfe ...?

„Sorcha Sullivan war das Kindermädchen beim alten Lord. Dessen Frau hatte all ihre Kinder tot geboren, bis auf das Letzte. Der kleine Junge überlebte, war aber schwach und kränklich. Sorcha behütete ihn Tag und Nacht, und trotzdem starb er ihr unter den Händen weg. Der Lord schnitt ihr dafür die Kehle auf. Ist alles schon über fünfhundert Jahre her, und in dem Raum, der jetzt das Grüne Zimmer ist. Seitdem geht Sorcha im Schloss um. Man sagt, sie sei auf der Suche nach einem Kind, das sie pflegen kann. Sie liegt hinten auf dem Kirchhof begraben. Ach so: Das viele Grün hat der letzte Besitzer des Schlosses eingerichtet. Er glaubte, das würde den Geist vertreiben. Hat nicht geklappt.“ Der Alte lachte herzlich.

Wie in Trance wandte sich Thomas ab.

„Hey, bleiben Sie noch? Meine Frau hat gleich das Essen fertig!“ rief O'Donald ihm nach.

„Wie? Oh, ähm, nein. Ich muss noch zum Friedhof. Ich muss, nun, ein paar Blumen, sie hat uns geholfen ...“

Verlegen errötend ging Thomas davon.

„Verrückte Amerikaner!“, murmelte der Alte und blickte ihm unbewegt nach. Dann starrte er prüfend zu der Silhouette des Schlosses hinüber.

„Wird einsam sein ohne Sorcha. Aber so ist das Leben.“ Pfeifend ging er zurück ins Haus.